Der Übersetzer

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien

München
Nov./Dez. 1991
25. Jahrgang Nr. 11/12

Sylvia List

Zur Verleihung des Hieronymusrings an Andreas Klotsch

Geben ist seliger denn nehmen, heißt es, und Erich Kästner ergänzte: es ist auch einfacher. Für den einsamen Preisverleiher gilt dieser Zusatz nicht. Wobei natürlich nicht das Geben Schwierigkeiten macht, sondern die Frage: Wem gebe ich – in diesem Fall den Hieronymusring. Als ich ihn hier im letzten Jahr von Ilma Rakusa bekam, wurde der Wunsch geäußert, der Ring möge nicht für immer in der slawistischen Ecke verbleiben, und diesen Wunsch fand ich begreiflich.

Ich habe mich also umgeschaut, umgehört und habe gelesen, gelesen, gelesen ... und war manchmal nahe daran, mein Problem nach dem Muster von Doktor Doolittles „Blinder Reise" zu lösen: das Übersetzerverzeichnis nehmen, die Augen zukneifen, das Verzeichnis irgendwo aufschlagen und blind mit einem spitzen Stift hineinstechen. Irgendwen hätte es schon getroffen. Aber ganz angemessen erschien mir diese Methode doch nicht, und so habe ich mich eben entschieden.

Ich gebe den Ring weiter an Andreas Klotsch, den ich als Übersetzer zweier Romane des Portugiesen José Saramago kennengelernt habe: „Das Memorial" und „Das steinerne Floß". Daß Andreas Klotsch unendlich viel mehr und auch nicht nur aus dem Portugiesischen übersetzt hat, habe ich erst später mit Beschämung erfahren. So wenig hat man in den zwei getrennten Deutschland voneinander gewußt. Und dabei waren wir acht Jahre lang eigentlich Kollegen.

In seiner Zeit als Lektor bei Volk und Welt und danach hat Andreas Klotsch ein knappes Dutzend Bände iberischer und lateinamerikanischer Literatur herausgegeben. Seit 1980 arbeitet er als freier Autor – er hat zwei Romane und ein Kinderbuch geschrieben – und als Übersetzer. Andreas Klotsch hat aus dem Portugiesischen neben Saramago u.a. Alves Redol und Eça de Queirós übersetzt, aus dem Spanischen beispielsweise Paulo de Carvalho Neto und Gabriel Celaya, aus dem Französischen Anatole France und Robert Merle und neuerdings aus dem Rumänischen, der Sprachumgebung seiner Kindheitsjahre, Gabriela Adameşteanu.

Doch zurück zu den Romanen Saramagos, durch die Andreas Klotsch mir ein Begriff geworden ist: Was mich an diesem Autor auf Anhieb fasziniert hat, ist das Ungebärdige, Überbordende, das Ausschweifend-Pikareske seiner Romane. Das haben beide Romane miteinander gemein, auch wenn der eine, „Das Memorial", zu Beginn des 18. Jahrhunderts und der andere, „Das steinerne Floß", heute spielt oder spielen könnte.

Das „Memorial" – ein phantastischer portugiesischer Kosmos mit einem historischen Kern: dem Wahnsinnsbau des Klosters zu Mafra, der sich einem königlichen Gelübde verdankt –, geschrieben in einer kunstvoll barockisierenden, ironisch gebrochenen Sprache, für die der Übersetzer ein wunderbares Äquivalent gefunden hat:

„Dom João V." – der portugiesische König – „wird sich mit einem Mädchen begnügen müssen. Man kann nicht alles nach Begehr haben, oft bittet man um dieses und bekommt jenes, das eben ist das Mysterium der Gebete, wir schicken sie in die Lüfte, ganz in unserer Absicht, sie aber wählen sich ihren eigenen Weg, manchmal säumen sie, lassen andere, später entstandene, vorbeiziehen, nicht selten geschieht es, daß sich da welche verpaaren, ein Gebetsmischmasch entsteht, eine Vermengung, die nicht Vater und nicht Mutter mehr ist, und vielleicht streiten sie, bleiben auf der Straße stehen, in Widerreden, und also geschieht es, daß man um einen Knaben bat und ein Mädchen bekommt, und weiß Gott gesund und robust, mit kräftigen Lungen, wie hier am Geplärr zu hören." (S. 87f.)

Diese unendlichen Sätze, die einen hypnotisch in den Text hineinziehen, einen geradezu einsaugen! Wir alle wissen, wie schwierig es ist, solche Sätze so ins Deutsche zu übertragen, daß sie nicht holpern oder durchhängen, sondern schwingen, klingen und einen Atem haben, der sie trägt. Andreas Klotsch ist dies, wie ich finde, meisterhaft gelungen. Hier aus dem „Memorial" eine Episode aus der Nacht vor Fronleichnam in Lissabon:

„Die Nacht ist heiß. Leute ziehen vorbei, musizierend und singend, die Halbwüchsigen jagen einander, reinste Pest, sie tun dies seit Anbeginn der Welt, unkurierbar, sie wickeln sich in die Kleider der Weiber, fassen Fußtritte und Ohrfeigen von den sie schirmenden Männern, antworten aus sicherem Abstand mit lasziven Gebärden und Fratzen, jagen weiter, einander verfolgend, sie ziehen, als Spiel, einen Stierkampf auf, mit einfachem Rüstzeug: zwei Hörner eines Rinds, vielleicht unpaarige, und ein abgeschnittener Haarbeutel, alles auf ein breites Brett genagelt, daran eine Halterung und die rückwärtige Seite gegen die Brust abgestützt, und wer so den Stier macht, greift edel beherzt an, schreit auf vor vermeintlichem Schmerz, wenn er die Bandarilhas abbekommt, Stöcke, die in den Haarbeutel gespießt werden, verfehlt der Bandarilhero jedoch das Ziel und gerät der Zustoßende unter die Hörner, dann, vorbei edles Gebaren, ist's wieder wildes Gerenne durch die Gassen, dabei die Dichter gestört werden, die sich das Motto wiederholen lassen: Was sagten Sie? Und die Damen oben, mit Grimasse: Tausend Vöglein bringen mich. In solchem Durcheinander, Spiel und Hasten vergeht die Nacht ..." (S. 189f.)

(Es war dies ein verhältnismäßig kurzer langer Satz. In der anschließenden Schilderung der Fronleichnamsprozession gehen die Sätze über mehrere Seiten.)

Der andere hier erwähnte Roman Saramagos, „Das steinerne Floß", erzählt, wie die Iberische Halbinsel sich aus unerfindlichen Gründen von Europa löst und westwärts driftet – ein Inselroman also ganz eigener Art. Aus ihm möchte ich Ihnen ein letztes Mal zitieren, um Ihnen noch einmal einen Begriff zu geben von der auf spröde Art eleganten, souveränen Sprachkunst von Andreas Klotsch:

„Am Morgen des folgenden Tages durchquerte ein Mann eine brache Ebene aus Buschland und Sumpfwiesen, er schritt über Pfade und Wege dahin, zwischen Bäumen, so hehr wie die ihnen verliehenen Namen, Pappeln und Eschen, und zwischen Gruppen von Tamarisken mit ihrem Geruch nach Afrika, es hätte dieser Mann sich keine größere Einsamkeit und keinen höheren Himmel wählen können, und über ihm flog mit gewaltigem Lärm ein Schwarm Stare dahin, begleitete ihn, ihrer so viele, daß sie eine riesige dunkle Wolke waren, gleichsam eine Gewitterwolke. Blieb er stehen, dann schwirrten die Stare im Kreis oder stießen herab in einen Baum, verschwanden im Gezweig, und das ganze Laubwerk zitterte, die Krone hallte wider von rauhem Gekreisch, so als fände da drin eine blutig-wilde Schlacht statt. Und weiter schritt José

Anaiço, so sein Name, und die Stare flogen plötzlich auf, alle zur gleichen Zeit, fruhhh. Kennten wir diesen Mann nicht und verlegten uns aufs Raten, wir würden ihn vielleicht für einen Vogelfänger halten oder denken, daß er, wie die Schlange, zaubermächtig und imstande wäre, andere Lebewesen auf sich zu bannen, dagegen ist gewiß, daß José Anaiço so sehr wie wir über die Ursachen dieser geflügelten Kirmes rätselte. Was mögen sie von mir wollen, diese Kreaturen, wundern wir uns nicht über das ausgefallene Wort, es gibt Tage, da sind die üblichen fehl am Platze." (S. 17)
Ich freue mich auf den nächsten Saramago, dessen deutsches Manuskript dem Verlag schon vorliegt, und wünsche Andreas Klotsch noch viele solcher sprachmächtigen Bücher, an denen er seine Kunst erproben kann. Mit diesem Wunsch reiche ich den Hieronymusring an ihn weiter.

Andreas Klotsch

Danksagung zur Verleihung des Hieronymusrings

Liebe Sylvia List, liebe Freundinnen und Freunde, geehrte Anwesende!

Dankbar nehme ich diese Auszeichnung – den Hieronymusring – entgegen, mit der tiefen Genugtuung, daß er Leistung anerkennen will. Doch ich spüre auch Betroffenheit, denn gerecht und sehr ungerecht ist jeder Preis. Ich gehe in mich, frage: Was hast du, nach deinen Universitäten, eingebracht? Romanische Literaturen und Sprachen mein Feld. Anderthalb Jahrzehnte Verlagsmensch gewesen, diverse Herausgaben veranstaltet, und beträchtlich viel übersetzt. Ich tat es, sag ich, passioniert, das Übersetzen; gewissenhaft stets, möglichst bestes gebend. Ja aber wer nicht? Nun diese ehrende Zuweisung, mir.

Ich rechtfertige mich nicht weiter, erwähne nur meine Vorprägung. In einem Vielvölkergemisch – Rumänien – geboren, wurde Sprache zu einer Grunderfahrung meiner Kindheit. Sie setzte sogar Wertigkeiten in unserem Bauernmilieu: Mit dem edlen Hund redeten wir deutsch, mit Pferd und Katze mein trautes Siebenbürgisch-Sächsisch, die Melkkuh aber, boala dracului!, traktierte man in Rumänisch. Und da war noch Ungarisch, und das von uns nachgeäffte Idiom der am Bachrand Kessel flickenden Zigeuner, und dann noch das Russisch der einquartierten sowjetischen Besatzerfamilien. Und hinter jeder Sprache eine sehr eigenständige Kultur, und diese Kulturen widereinander. Wahrhaftig, das prägt, schärft, schafft Gespür für das Andersgeartete und verleiht jenem, der den Dünkel eigenen Herkommens längst abstreifte, irgendwann vielleicht den Drang zu Mittlerschaft.
Ich habe vermittelt in Räumen, von denen mir nach unblutiger Revolution ein O vor meiner Postleitzahl geblieben ist, mein Stigma in den Augen anderweitiger Arroganz, das O vom Aussehen einer suggestiven Null, oder entwertendes Löchlein einer Schaffnerknipszange dieses Zugs, dem ich fortan verkoppelt bin.
Und mich bedrängt nun das Vokabular meines neuen Vaterlandes Bundesrepublik, mich Angeschlossenen, der ich, bei Strafe meines Untergangs, den Anschluß – an wen?, an was? – zu finden habe. Ich übe ungestammeltes zuversichtsvolles Hersagen von mir neuen Begriffen: Überziehungskredit, Mietenexplosion, Gewinnmaximierung, Existenzminimum. Und ich wage die erste vollständige Frage: Wann, bitte, haben wir Freischaffenden hier die nächste Tarifrunde mit dem Arbeitgeberkonsortium? Mir aber antwortet, selbstredend, der Satz: Konkurrenz belebt das Geschäft. Hierauf ich zu meinen Übersetzerfreunden sage: Guten Tag, sind wir Leidensgefährten oder Futterfeinde? Jagt ihr nach Aufträgen und stecht euch gegenseitig aus? Wessen Geschäft belebt solche Konkurrenz? Meines nicht.
Sind wir, liebe Übersetzerfreunde, eine verschworene Gilde, im Glauben an eine die Menschheit befördernde Mission? Ist Beruf uns Berufung?, oder langer Gang nach Brot?, ein Job? Von alledem wohl ein schicklich Maß. Vermehrt um den lindernden Balsam: die Freude an dieserart Tun, Lustgewinn überm Auflösen von Partizipialkonstruktionen, gelegentlicher ästhetischer Kribbelschauer die Wirbelsäule herauf und hinunter, Hedonik über Heimcomputer und Schreibmaschine bei verspannten Rückenwirbeln früh um halb zehn.

Hier nun auch wäre, überm Prozeß der Texterschließung, von Stimmungen, Assoziationen, Verklausulierungen, von semantischem Strahlen, vielleicht auch von hundsföttischen Wortspielen zu reden. Und wir sind mit den Jahren und kraft Übung erfahren geworden, ja fast weise, je länger je mehr wissen wir, wie wenig deckungsgleich Sprachen sind, aber das Ethos treibt uns voran, hart an die Grenzen der Übersetzbarkeit, und da reiben und schrammen wir uns. Am Ende fühle ich nur noch, daß die Vollendung von Schöpfen Erschöpfung heißt. Zu welchem Stundenlohn?

Oder nein, ist Nachschöpfen überhaupt Schöpfung?, was an ihr ist originär?, ich sollte, bittschön, beim Übertragen doch nur originaltreu sein. Das nun will ich redlich, ich habe tief gelotet, habe erhellt, dann nachgestaltet, setzte auch zuträgliches Glanzlicht auf. Ist das schon brillant? Das höchste – die Krone – wäre, man sagte hier und da mal, ich sei kongenial gewesen.
Im Alltagsgeschäft bin ich der freie Unternehmer mit eigener opulent achtstelliger Betriebsnummer. Ich habe keinen bezahlten Urlaub, kein dreizehntes Gehalt und nicht Weihnachtsgratifikation, aber eine gleitende Arbeitszeit. Das ist ein Endloslauf auf Breitschleifern möglichst durch den ganzen Tag, mit Schlittern über die Wochenenden hin. Aufholjagd auf kalten Kufen, damit mein Jahresumsatzvolumen den letzten Menschen der untersten Tarifskala von fern noch im Auge habe.

Und ich beuge mich abermals über Robert Merles historischen Roman (Hugenotten und Papisten), den ich gerade übersetze, müßte nun endlich entscheiden, ob ich „braquemart" mit Kurzschwert, Langdolch, Plempe oder Plaute eindeutsche. Ich zöge Plempe vor. Aber Mordinstrumente dulden nicht den Anflug von Humorisierung, selbst nicht in Zeiten, wenn ein Geheimdienst an einen anderen zwölf NVA-Panzer verschiebt. Mein Autor unterlegt seinem wackeren Helden ein altertümelndes Französisch. Ich schaue schräg ins Regal zur betagten Rabelais-Ausgabe, da drin ist's echt, nicht Kolorierung, ich schaue zum Fenster hinaus, auch das ist echt, ist sehr real, die letzten Herbstblätter fallen, der Kohlepreis ist schon zur Maienzeit wie eine Mongolfiere in lichte Höhe gestiegen, mein Strompreis insgleichen hat jetzt bestes westdeutsches Niveau. Ich hätte mich hierauf, also Merle entsprechend, eines altertümelnden Deutschs zu befleißigen. Ein Uruguayer, den ich übersetzte, bestellte sich für seine im 17. Jahrhundert siedelnde Romanhandlung bei mir akkurat das Deutsch des Simplizissimus. Er kannte den Simplex und dessen Knän, und ich mag Grimmelshausen, doch ein Hochstapler bin ich nicht. Aktiv beherrsche ich nur das Deutsch meines Jahrhunderts (fin de siècle). Wie da aber, ein Beispiel, den „Zusammenfassenden Bericht des Portugiesen Mezquita Perestrelo über den Schiffbruch der São Bento vor dem Kap der Guten Hoffnung im Jahre 1554 und die qualvollen Irrungen ihrer Insassen zu Land" in ein Idiom herübersetzen, das die innere und äußere Dramatik dieser historischen Ereignisse zeitgemäß faßbar macht? Um dieses einzige Fragezeichen ließen sich gerüttelte Übersetzerkolloquien veranstalten, ohne daß mir da je bindende praktikable Anleitung zuteil würde.
Ich sitze sehr allein vor jedem Text, der, ob mexikanisches Spanisch, Bahianer Portugiesisch, Renaissance-Französisch oder Bukarester Slang, Eindeutschung von mir begehrt. Zwar hat die Welt jetzt viel Übersetzungstheorie parat, gar an Hochschulen gelehrte, aber das hilft mir nicht einmal von einem Satz auf den nächsten. Ich mache mich am Anbeginn sehr empfänglich, habe alle Tentakeln ausgefahren, ich lasse mich vom Original überwältigen, ehe ich dann selbst zu bewältigen hätte. Begegne ich dem allem eher intuitiv, oder mehr mit in Jahrzehnten gesammelter Erfahrung? Ich weiß es nicht. Ich habe es nie wissen wollen, und auch nie bei anderen erfragt. Ich weiß bestenfalls: flotte Routine ist jeder Übersetzung Tod. Ich halte mich offen, wach, verletzbar und bin nach dem Sündenfall – traduttore traditore? – allerdings ewighin verwundbar, denn mein Fertigprodukt und mich darf ungestraft nun

jeder Strauchdieb anfallen, darf mir im Gewande besserwissender Kritik seinen Prügel über den Kopf hauen.

Fürwahr, Freunde, die seltsamste Streitmacht sind wir. Wie eins auch und solidarisch im Geiste, nie eine gemeinsame Schlacht geschlagen, lauter Einzelfechter auf weiter Flur, und ein jeglicher mit seinen Bekümmernissen und Niederlagen. Uns trägt indes ein hoher Gedanke. Der Übersetzer nimmt mit der einen Hand entgegen und schenkt mit der anderen Hand; dazwischen liegt sein Herz, und (man nehme es prosaisch) auch sein Magen. Sein Tun ist mühvoll, sein Werk vielleicht edel. Er bewegt sich zwischen Gralssuche und Brosamenfindung. Wessen Anerkennung ist ihm gewiß? Sofern andere ihn wenig erheben, möge er sich selbst Adel geben. Ein Ring, wie dieser mir zuerkannte, ist ein Symbol, er drückt unser Einssein in Wissen, Empfinden und Wollen aus. Und – ich machte mich kundig bei Albrecht Dürer – Patron Hieronymus, jener im Gehäuse, über dem Schreibpult strebend eisern am übersetzerischen Werk, mit dem das Ungemach abwehrenden wachen Löwen zu seinen Füßen, er war der zielbewußt kluge, weise Tugendvater einer Gilde, auf dem Bildnis erkennbar schon zu Lebzeiten mit Heiligenschein. Ehren wir (vielleicht) Hieronymus, und ehren wir uns.

Josef Winiger

Viertägige Französisch-Werkstatt in Straelen: künftig jedes Jahr im April

Man kann sich zur Not darüber streiten, ob das Übersetzen eine künstlerische Tätigkeit ist oder nicht. Würde aber einer daherkommen und behaupten, es sei nun wirklich keine Kunst, einen Raymond Chandler, Claude Simon oder Italo Calvino zu übersetzen (das könne er auch, das könne doch jeder!), die Reaktion im Kreise der Kolleginnen und Kollegen wäre einhellig. Werkstattgespräche und Seminare zeigen auch regelmäßig eine erstaunliche Übereinstimmung darüber, was kunstgerecht ist und was nicht – diese Kunst hat offenbar Regeln.
Ich weiß nicht, wie weit sich diese „Regeln" lehren lassen. Wie die meisten Kolleginnen und Kollegen habe ich sie selbst lernen müssen, wobei die Vergangenheitsform eine Redensart ist: Mit jedem neuen Buch verstärkt sich mein Gefühl, ständig zu lernen. Um so dankbarer bin ich immer für Gelegenheiten gewesen, bei denen sich beim gemeinsamen Bearbeiten von Texten Einsichten auftun. Die eintägigen Werkstattgespräche in Bergneustadt waren mir etwas zu kurz. Zum Glück nicht nur mir: Zu fünft fanden wir uns im April 1989 zu einer viertägigen Werkstatt im Übersetzerkollegium zusammen. Jeder hatte einen eigenen Text mitgebracht, zehn bis fünfzehn Seiten aus einer Übersetzung, die er gerade in Arbeit hatte oder die ihm schon früher Bauchschmerzen bereitet hatte. Die Arbeitsmethode war einfach: Wer an der Reihe war, las seine Übersetzung vor, die anderen hatten Fotokopien des Originals vor Augen. Erst wurde (das war nicht abgesprochen) gelobt, dann mit aller Übersetzerbescheidenheit kritisiert und vor allem darüber diskutiert, wie die Schwierigkeit zu meistern wäre. Es war spannend, wir gerieten in eine regelrechte Arbeitswut hinein und arbeiteten jeden Abend länger. Nennenswerte organisatorische Vorarbeit hatte es so wenig gebraucht wie eine Seminarleitung.
Beim Esslinger Gespräch 1990 zirkulierte eine Interessentenliste für eine neue Werkstatt, die vom 22. bis 27. April 1991 nach demselben Konzept stattfand. Das Ergebnis war wieder so überzeugend, daß der Vorschlag, eine jährliche Französisch-Werkstatt in Straelen zur Tradition zu machen, nur Zustimmung fand. Einigkeit bestand auch darin, daß diese Werkstatt immer zur selben Zeit im Jahr stattfinden sollte, und zwar jeweils in der Woche, in die der 23. April fällt. An diesem Tag ist nämlich, einige Häuser weiter, während der ersten Werkstatt 1989 Elmar Tophoven gestorben, und ein sogenannter Zufall ließ die zweite Werkstatt 1991 in die Zeit seines zweiten Todestages fallen.
Von *Dienstag, 21. April, bis Freitag, 24. April 1992,* wird es also im Übersetzerkollegium Straelen wieder eine Französisch-Werkstatt geben (Anreise 20. April, Abreise 25. April). Die Teilnehmerzahl muß wahrscheinlich – es hängt von der Eröffnung des neuen Seminarhauses ab – auf acht Personen beschränkt bleiben. Beim vergangenen Esslinger Gespräch wurde die Interessentenliste bereits voll. Aber es gibt immer Rücktritte, und vielleicht wird das neue Haus noch vorher fertig, so daß mehr Anmeldungen berücksichtigt werden können. Oder es tun sich Kolleginnen und Kollegen zusammen und vereinbaren einen anderen, zusätzlichen Termin. Es kann also immer noch sinnvoll sein, sich bei mir zu melden.
Josef Winiger, Ortsstr. 48, W-8951 Blonhofen. Tel. 0 83 44/12 12.

Helga Pfetsch

Bisher weitgehend unbekannt: Förderung von Übersetzungen zeitgenössischer Literatur der EG Ein Pilotprojekt

Nicht nur für Verlage, sondern auch für Übersetzerinnen und Übersetzer interessant sein dürfte dieses auf fünf Jahre angelegte, 1989 initiierte Pilotprojekt der EG, dann nämlich, wenn Sie ein Werk gerne übersetzen möchten und der Verlag, in dessen Programm es passen würde, das Projekt für zu teuer hält (gute Chancen für Lyrik und andere Literatur, die für schwerverkäuflich eingeschätzt wird).
Die EG-Kommission will mit ihrem Pilotprojekt die Verbreitung zeitgenössischer literarischer Werke fördern, indem sie Übersetzungen vor allem aus „kleinen" in „größere" EG-Sprachen bezuschußt. Dieser Zuschuß wird für Werke gewährt, „deren Veröffentlichung sich auf dem europäischen Markt ohne einen Zuschuß der Gemeinschaft nicht verwirklichen läßt". Er beläuft sich auf 100 Prozent des „nach den in dem betreffenden Land marktüblichen Bedingungen ausgehandelten Übersetzungshonorars". Die übersetzten Werke müssen in dem Jahr, das auf das Jahr der Zuschußgewährung folgt, veröffentlicht werden.

Bisher scheint dieses Pilotprojekt in Deutschland noch nicht sehr bekannt zu sein: Unter den 122 Anträgen für das Jahr 1991 kamen nur 18 aus Deutschland. Zum Teil waren die Antragsbedingungen nicht erfüllt. Folgende Übersetzungen ins Deutsche werden 1991 gefördert:
Dido Sotiriu: Das Gebot, Romiosini Verlag, Übersetzerin: Eleni Florias, mit 9984,– DM
Jef Geeraerts: Sanpaku, Juni Verlag, Übersetzer: Bernd Kehren, mit 4000,– DM
Paul de Wisperlaere: En Dag op het Land, Juni Verlag, Übersetzer: Bernd Kehren, mit 1250,– DM
Monserrat Roig: L'Hora Violeta, Elster Verlag, Übersetzer: Volker Glab, mit 8910,– DM
Per Kirkeby: 2 Gedichte, Verlag Dr. Josef Kleinheinrich, Übersetzerin: Ursula Schmalbruch, mit 7000,– DM
Jaime Siles: Suite der See, Edition Delta, Übersetzer: Tobias Burghardt, mit 3000,– DM
Massimo Bontempelli: La Vita Intensa, Steidl Verlag, Übersetzerin: Dr. Barbara Kleiner, mit 6300,– DM
Max Aub, Yo Vivo, Verlag Mathias Gatza, Übersetzer: Lorenz Rollhäuser, mit 1350,– DM

Die Anträge für 1992 müssen bis Mai 1992 gestellt werden. Sie werden von den Verlagen gestellt. Dem ausgefüllten Standardformblatt müssen u.a. zwei Exemplare des Originalwerks, Biobibliografie des Übersetzers, der Übersetzungsvertrag und ein Verlagskatalog beiliegen. Das Standardformblatt für die Antragstellung ist ab Februar 1992 erhältlich bei der Kommission der Europäischen Gemeinschaften, Referat „Kulturelle Aktion", Büro 0/8 – Rue Joseph II, 70/Rue de la Loi 200, B-1049 Brüssel.

*

Helga von Beuningen-Blum erhält den mit umgerechnet 22 500,– DM dotierten Martinus-Nijhoff-Preis 1992. Mit dem wichtigsten niederländischen Übersetzerpreis, der 1953 zum ersten Mal vergeben wurde, wird Helga von Beuningen-Blum für die Übertragung moderner niederländischer Prosa ins Deutsche geehrt.

Wenn Schriftsteller übersetzen ...

(... wedelt der Hund mit *seinem* Schwanz)

„Schriftsteller übersetzen Schriftsteller" *(Scrittori traducono scrittori)* heißt eine Buchreihe des Turiner Verlags Einaudi, die vor rund zehn Jahren von Italo Calvino initiiert worden ist. Der Grundgedanke war, berühmte fremdsprachliche Texte von „seelenverwandten" Autor/inn/en neuübersetzen zu lassen, und wo es gelang, die richtige Seelenverwandtschaft zu diagnostizieren, sprich: die passenden Schriftstellerpaare zusammenzubringen (wozu es freilich eines literarischen Kupplers vom Range Calvinos bedarf), sind tatsächlich einige wunderbare, nun wirklich „kongeniale" Übersetzungen herausgekommen - zum Beispiel Natalia Ginzburgs „Madame Bovary", Fruttero/Lucentinis „Lo strano caso del Dr. Jekyll e del Sig. Hyde" oder Umberto Ecos Version der „Exercices de style" von Raymond Queneau.
Leider ist aber nun diese Reihe - und jedenfalls der ihr zugrundeliegende Gedanke - sehr dazu angetan, ein weitverbreitetes Vorurteil (das insgeheim auch von vielen unserer Kollegen geteilt wird) noch zu bestärken, nämlich daß bei literarischen Texten „die Schriftsteller" irgendwie von Natur aus bessere Übersetzer seien. Daß dem keineswegs so ist, eher im Gegenteil, möchten wir in dieser hier erstmals (und künftig, so hoffen wir, regelmäßig unter obigem Titel) erscheinenden Rubrik demonstrieren, gleichsam zur Erbauung und tröstlichen Ergötzung des frustgeplagten, weil immer nur einsam vor sich hin wortklaubenden Kommafuchsers in uns.

Das erste Beispiel ist eine Probe aus einer demnächst bei Haffmans erscheinenden Neuübersetzung von Joseph Conrads „Heart of Darkness", die Urs Widmer angefertigt hat (wir entnehmen die Probe einem Vorabdruck in Wagenbachs „Freibeuter" 50). Es handelt sich um einen Abschnitt aus dem Anfang dieser wohl dichtesten Conrad-Erzählung: Der Ich-Erzähler ist gerade am Kongo eingetroffen und macht seinen ersten Landspaziergang in Afrika. Nach Conrads Original und Widmers Neuübersetzung geben wir zum Vergleich die letzte deutsche Übersetzung, die von Fritz Lorch stammt und 1968 bei S. Fischer erschienen ist (als Taschenbuch 1988 bei Diogenes). Gewiß hat auch Lorch nicht immer das Gelbe vom Ei getroffen, aber den Vergleich mit dieser Neuübersetzung besteht seine Arbeit, so meinen wir, glänzend. Der Fall scheint uns so evident, daß wir auf einen ausführlichen Kommentar verzichten (einschlägige Seminare könnten sicher ergiebige Doppelstunden mit der Analyse des Materials füllen).
Hingewiesen sei aber doch - *pars pro toto* und weil's allzu schön ist - auf ein paar Highlights wie die „zusammengeknüpften Zipfel" (*wer* ist da zusammengeknüpft? - das Wort „Zipfel" verweist übrigens wie auch das „Menschenmaterial" für *raw matter* und manches andere, auf eine Art Bratkartoffelverhältnis der Neuübersetzung zur älteren) oder die „Gelenke ihrer Knochen" (seit wann haben Knochen Gelenke?) oder das nun wirklich begeisternde „begeisterte Urvertrauen" (für *exalted trust,* was freilich auch mit Lorchs „erhabener Pflegschaft" noch nicht ganz überzeugend getroffen ist, man müßte es vielleicht mit so was wie „hehrer Treuhandschaft" probieren). Im übrigen handelt es sich um ein Prachtexemplar jener Gattung von Übersetzungen aus dem Englischen, in denen der Hund mit *seinem* Schwanz wedelt. Wer Augen hat, der sehe, wer Ohren hat, der höre.

(Aber zugegeben, das „atemberaubend" für *amazing* ist wirklich gut...) Burkhart Kroeber

Die unerschütterlich dem Prinzip Hoffnung anhängende Redaktion ermutigt alle Kollegen, in deren Schatztruhen ja vielleicht auch Material zu diesem Thema lagert, es für den „Übersetzer" aufzubereiten und damit diese Reihe fortzusetzen. *red.*

Joseph Conrad (1899):

A slight clinking behind me made me turn my head. Six black men advanced in a file, toiling up the path. They walked erect and slow, balancing small baskets full of earth on their heads, and the clink kept time with their footsteps. Black rags were wound round their loins, and the short ends behind waggled to and fro like tails. I could see every rib, the joints of their limbs were like knots in a rope; each had an iron collar on his neck, and all were connected together with a chain whose bights swung between them, rhythmically clinking. Another report from the cliff made me think suddenly of that ship of war I had seen firing into a continent. It was the same kind of ominous voice; but these men could by no stretch of imagination be called enemies. They were called criminals, and the outraged law, like the bursting shells, had come to them, an insoluble mystery from the sea. All their meagre breasts panted together, the violently dilated nostrils quivered, the eyes stared stonily up-hill. They passed me within six inches, without a glance, with that complete, deathlike indifference of unhappy savages. Behind this raw matter one of the reclaimed, the product of the new forces at work, strolled despondently, carrying a rifle by its middle. He had a uniform jacket with one button off, and seeing a white man on the path, hoisted his weapon to his shoulder with alacrity. This was simple prudence, white men being so much alike at a distance that he could not tell who I might be. He was speedily reassured, and with a large, white, rascally grin, and a glance at his charge, seemed to take me into partnership in his exalted trust. After all, I also was a part of the great cause of these high and just proceedings.

Instead of going up, I turned and descended to the left. My idea was to let that chain-gang get out of sight before I climbed the hill. You know I am not particularly tender; I've had to strike and to fend off. I've had to resist and to attack sometimes - that's only one way of resisting - without counting the exact cost, according to the demands of such sort of life as I had blundered into. I've seen the devil of violence, and the devil of greed, and the devil of hot desire; but, by all the stars! these were strong, lusty, red-eyed devils, that swayed and drove men-men, I tell you. But as I stood on this hillside, I foresaw that in the blinding sunshine of that land I would become acquainted with a flabby, pretending, weak-eyed devil of a rapacious and pitiless folly. How insidious he could be, too, I was only to find out several months later and a thousand miles farther. For a moment I stood appalled, as though by a warning. Finally I descended the hill, obliquely, towards the trees I had seen.

I avoided a vast artificial hole somebody had been digging on the slope, the purpose of which I found it impossible to divine. It wasn't a quarry or a sandpit, anyhow. It was just a hole. It might have been connected with the philanthropic desire of giving the criminals something to do. I don't know. Then I nearly fell into a very narrow ravine, almost no more than a scar in the hillside. I discovered that a lot of imported drainage-pipes for the settlement had been tumbled in there. There wasn't one that was not broken. It was a wanton smash-up. At last I got under the trees. My purpose was to stroll into the shade for a moment; but no sooner within

Übersetzung von Urs Widmer (1992):

Ein leises Klirren hinter mir veranlaßte mich, den Kopf zu drehen. Sechs schwarze Männer kamen im Gänsemarsch näher, den Weg hochkeuchend. Sie gingen aufrecht und langsam, balancierten kleine, mit Erde gefüllte Körbe auf ihren Köpfen, und das Geklirr hatte denselben Takt wie ihre Schritte. Schwarze Lappen waren um ihre Lenden gebunden,und die zusammengeknüpften Zipfel wackelten wie Schwänze hinter ihnen her. Ich konnte jede Rippe sehen, die Gelenke ihrer Knochen waren wie Knoten in einem Seil; jeder hatte ein Band aus Eisen um seinen Hals, und alle waren durch eine Kette miteinander verbunden, die rhythmisch klirrend zwischen ihnen schwang. Ein neuer Knall von der Klippe her ließ mich plötzlich an jenes Kriegsschiff denken, das ich auf einen Kontinent hatte schießen sehen. Es war dieselbe unheilschwangere Stimme; aber diese Männer konnte man, auch wenn man die Einbildungskraft noch so sehr strapazierte, nicht Feinde nennen. Sie wurden Kriminelle geheißen, und das geschmähte Gesetz war, so wie die explodierenden Granaten, vom Meer her über sie hereingebrochen, ein unlösbares Rätsel. Ihre mageren Brustkörbe keuchten gemeinsam, ihre heftig geblähten Nasenflügel bebten, ihre Augen starrten den Hügel hinauf, als seien sie aus Stein. Sie gingen keine Handbreit entfernt an mir vorbei, ohne mich anzusehen, mit jener vollkommenen, totenähnlichen Gleichgültigkeit unglücklicher Wilder. Hinter diesem noch unfertigen Menschenmaterial schlurfte einer der Zivilisierten, das Produkt der neuen Kräfte, die da am Werk waren, ein Gewehr in der Hand. Er trug eine Uniformjacke, der ein Knopf fehlte, und schulterte, als er einen Weißen auf dem Weg sah, mit großem Eifer seine Waffe. Das war eine bloße Vorsichtsmaßnahme, weil die Weißen aus einiger Entfernung alle so gleich aussahen, daß er nicht draufkam, wer ich war. Er faßte sich aber schnell wieder und schien mich, mit einem breiten, weißen, spitzbübischen Grinsen und einem Seitenblick auf seine Schutzbefohlenen, zum Partner seines begeisterten Urvertrauens machen zu wollen. Schließlich war ich ja auch ein Teil der großen Sache dieser hohen und gerechten Vorgänge hier.

Statt aufwärts zu gehen, bog ich zur Seite und stieg nach links hinunter. Ich wollte, daß dieser Ketten-Trupp außer Sichtweite war, wenn ich den Hügel hochkletterte. Ihr wißt, daß ich nicht über die Maßen zartfühlend bin; ich habe dreinschlagen müssen, und Schläge abwehren. Ich habe mich verteidigen und zuweilen auch angreifen müssen – was nur eine andre Art des Widerstands ist –, ohne mir über die Folgen allzusehr den Kopf zu zerbrechen, wie's halt zu der Art Leben paßte, in das ich hineingerutscht war. Ich habe den Teufel der Gewalt und den Teufel der Gier und den Teufel des heißen Verlangens kennengelernt; aber, weiß der Himmel!, das waren kraftvolle, tüchtige, rotäugige Teufel, die Menschen beherrschten und antrieben – Menschen, sage ich. Aber als ich am Abhang dieses Hügels stand, begann ich zu ahnen, daß ich im blind machenden Sonnenlicht dieses Lands die Bekanntschaft eines schlaffen, eingebildeten, schwachsichtigen Teufels machen würde, eines räuberischen und mitleidslosen Wahnsinns. Wie heimtückisch er dann auch noch sein konnte, erfuhr ich erst mehrere Monate später und tausendfünfhundert Kilometer weiter weg. Einen Augenblick lang stand ich entsetzt da, als hätte mich eine Warnung erreicht. Schließlich ging ich den Hügel schräg hinunter, auf die Bäume zu, die ich gesehen hatte.

Ich ging um ein großes Loch herum, das jemand kunstvoll in den Abhang gegraben hatte und dessen Zweck zu erraten mir unmöglich schien. Es war jedenfalls weder ein Steinbruch noch eine Sandgrube. Es war einfach ein Loch. Es hing möglicherweise mit einer philanthropischen Neigung zusammen, den Kriminellen etwas zu tun zu geben. Ich weiß es nicht. Dann stürzte ich beinahe in eine sehr enge Schlucht, die kaum mehr als eine Spalte im Hügel war. Ich entdeckte, daß viele importierte, für die Siedlung bestimmte Drainagerohre dort hineingeworfen worden waren. Kein einziges war noch ganz. Es war mutwillige Zerstörung. Endlich gelangte ich unter die Bäume. Eigentlich hatte ich nur für einen Augenblick im Schatten schlendern wollen; aber kaum war ich drin,

Übersetzung von Fritz Lorch (1968):

Ein leises Klirren hinter mir ließ mich den Kopf wenden. Sechs Schwarze mühten sich in einer Reihe den Pfad herauf. Sie schritten aufrecht und langsam einher, balancierten kleine Körbe voll Erde auf den Köpfen, und das Klirren hielt Takt mit ihrem Schritt. Schwarze Lappen waren um ihre Lenden gewickelt, und die hinteren Zipfel bewegten sich wie wackelnde Schwänze. Ich konnte alle ihre Rippen zählen; die Gelenke ihrer Gliedmaßen waren wie Knoten in einem Seil; jeder hatte einen eisernen Ring um den Hals, und sie waren alle durch eine Kette miteinander verbunden, die zwischen ihnen, rhythmisch klirrend, hin und her schwang. Ein neuerliches Krachen von der Felsklippe her ließ mich plötzlich an jenes Kriegsschiff denken, das ich hatte in einen Kontinent schießen sehen. Es war derselbe heillose Klang; doch diese Männer konnten auch bei angestrengter Phantasie nicht als Feinde bezeichnet werden. Sie wurden Verbrecher genannt, und das beleidigte Gesetz war gleich den platzenden Granaten als ein unlösbares Rätsel vom Meer über sie hereingebrochen. Ihre mageren Brustkörbe keuchten, die wild geblähten Nüstern bebten, die Augen starrten steinern den Hügel hinan. Sie schritten im Abstand von kaum sechs Zoll an mir vorüber, ohne mir einen Blick zuzuwerfen, mit dieser vollkommenen, totenähnlichen Gleichgültigkeit unglücklicher Wilder. Hinter diesem Menschenmaterial schlenderte einer der Bekehrten, das Produkt der neuen Kräfte, die hier am Werk waren, verdrossen einher und hielt ein Gewehr in der Mitte umfaßt. Er trug einen Uniformrock, an dem ein Knopf fehlte, und als er einen Weißen auf dem Pfad erblickte, schulterte er diensteifrig das Gewehr. Das geschah einfach aus Klugheit, denn die Weißen sahen einander auf größere Entfernung so ähnlich, daß er nicht zu sagen vermocht hätte, wer ich wohl sei. Geschwind hatte er sich vergewissert, daß ich ihm nichts antun würde, und schien mich mit einem breiten, zähneblitzenden, schurkischen Grinsen und einem Seitenblick auf seine Schutzbefohlenen zum Partner in seiner erhabenen Pflegschaft machen zu wollen. Nach allem hatte ich doch ebenfalls teil am großen Endzweck dieses hoheitsvollen und gerechten Beginnens.

Anstatt hinaufzugehen, wandte ich mich um und stieg nach links hinab. Ich hatte die Absicht, mich ein wenig zu verweilen, bis diese Kettenträger außer Sicht seien, ehe ich weiter den Hügel erklomm. Ihr wißt, ich bin nicht sonderlich zart besaitet; ich habe oft genug Schläge austeilen und abwehren müssen. Ich habe mich verteidigen und zuweilen auch angreifen müssen – was nur eine Art der Verteidigung ist –, ohne an die Folgen denken zu können, je nachdem wie die Lebensform, auf die ich nun einmal verfallen war, es verlangte. Ich habe den Teufel der Gewalttätigkeit und den Teufel der Habsucht und den Teufel heißer Begierde kennengelernt; doch, weiß der Himmel! das waren stämmige, rüstige Teufel mit blutunterlaufenen Augen gewesen, die den Stock schwangen und Menschen schindeten – Menschen, sage ich. Doch als ich da in dieser Hügellandschaft stand, begriff ich, daß ich unter dem blendenden Sonnenschein dieses Landes Bekanntschaft mit einem schlappen, eingebildeten, kurzsichtigen Teufel raubgierigen und erbarmungslosen Wahnsinns machen würde. Wie heimtückisch dieser Teufel obendrein sein konnte, sollte ich erst einige Monate später und tausend Meilen weiter im Innern erfahren. Erschrocken blieb ich einen Augenblick lang stehen, wie nach einem Warnsignal. Schließlich stieg ich den Hügel schräg zu jenen Bäumen hinab, die ich vorher gesehen hatte.

Ich umging ein riesiges künstliches Loch, das irgend jemand in den Abhang gegraben hatte und dessen Zweck ich mit dem besten Willen nicht zu erraten vermochte. Jedenfalls handelte es sich weder um einen Steinbruch noch um eine Sandgrube. Es war einfach ein Loch. Vielleicht mochte es mit dem menschenfreundlichen Wunsch zusammenhängen, Verbrechern eine Beschäftigung zu geben. Ich weiß nicht. Dann fiel ich beinahe in eine sehr schmale Rinne, fast nur ein Spalt im Boden. Ich entdeckte, daß eine Menge importierter Drainagerohre für die Siedlung dort hineingeworfen worden war. Nicht ein einziges war heil geblieben. Es war mutwillige Zerstörung. Schließlich gelangte ich unter die Bäume. Ich hatte beabsichtigt, mich hier eine Weile im Schatten zu ergehen;

Conrad (1899):

than it seemed to me I had stepped into the gloomy circle of some Inferno. The rapids were near, and an uninterrupted, uniform, headlong, rushing noise filled the mournful stillness of the grove, where not a breath stirred, not a leaf moved, with a mysterious sound – as though the tearing pace of the launched earth had suddenly become audible.

Black shapes crouched, lay, sat between the trees leaning against the trunks, clinging to the earth, half coming out, half effaced within the dim light, in all the attitudes of pain, abandonment, and despair. Another mine on the cliff went off, followed by a slight shudder of the soil under my feet. The work was going on. The work! And this was the place where some of the helpers had withdrawn to die.

They were dying slowly – it was very clear. They were not enemies, they were not criminals, they were nothing earthly now, – nothing but black shadows of disease and starvation, lying confusedly in the greenish gloom. Brought from all the recesses of the coast in all the legality of time contracts, lost in uncongenial surroundings, fed on unfamiliar food, they sickened, became inefficient, and were then allowed to crawl away and rest. These moribund shapes were free as air – and nearly as thin. I began to distinguish the gleam of the eyes under the trees. Then, glancing down, I saw a face near my hand. The black bones reclined at full length with one shoulder against the tree, and slowly the eyelids rose and the sunken eyes looked up at me, enormous and vacant, a kind of blind, white flicker in the depths of the orbs, which died out slowly. The man seemed young – almost a boy – but you know with them it's hard to tell. I found nothing else to do but to offer him one of my good Swede's ship's biscuits I had in my pocket. The fingers closed slowly on it and held – there was no other movement and no other glance. He had tied a bit of white worsted round his neck – Why? Where did he get it? Was it a badge – an ornament – a charm – a propitiatory act? Was there any idea at all connected with it? It looked startling round his black neck, this bit of white thread from beyond the seas.

Near the same tree two more bundles of acute angles sat with their legs drawn up. One, with his chin propped on his knees, stared at nothing, in an intolerable and appalling manner: his brother phantom rested its forehead, as if overcome with a great weariness; and all about others were scattered in every pose of contorted collapse, as in some picture of a massacre or a pestilence. While I stood horror-struck, one of these creatures rose to his hands and knees, and went off on all-fours towards the river to drink. He lapped out of his hand, then sat up in the sunlight, crossing his shins in front of him, and after a time let his woolly head fall on his breastbone.

I didn't want any more loitering in the shade, and I made haste towards the station. When near the buildings I met a white man, in such an unexpected elegance of get-up that in the first moment I took him for a sort of vision. I saw a high starched collar, white cuffs, a light alpaca jacket, snowy trousers, a clear necktie, and varnished boots. No hat. Hair parted, brusthed, oiled, under a green-lined parasol held in a big white hand. He was amazing, and had a penholder behind his ear.

Widmer (1992):

als ich mir vorkam, als hätte ich den düsteren Bereich irgendeiner Hölle betreten. Die Stromschnellen waren nahe, und ein ununterbrochener, eintöniger, ungestümer, donnernder Lärm füllte die traurige Ruhe des Wäldchens, wo sich kein Lufthauch regte, kein Blatt bewegte, mit einem geheimnisvollen Klang – als sei der rasendschnelle Flug der ins All geworfenen Erde plötzlich hörbar geworden.

Schwarze Gestalten hockten, lagen, saßen zwischen den Bäumen, lehnten sich gegen die Stämme, krümmten sich am Boden, von dem trüben Licht kenntlich *und* unsichtbar gemacht, in allen Stellungen des Schmerzes, der Verlassenheit und der Verzweiflung. Eine weitere Mine ging auf der Klippe hoch, und der Boden unter meinen Füßen bebte ein bißchen. Die Arbeit ging weiter. Die Arbeit! Und das hier war der Ort, an den sich einige der Helfer zurückgezogen hatten, um zu sterben.

Sie starben langsam – es war sehr klar. Sie waren keine Feinde, sie waren keine Kriminellen, sie waren jetzt nichts Irdisches mehr – nur noch schwarze, kranke, verhungernde Schatten, die wirr durcheinander in dem grünen Düster lagen. Sie waren mit völlig legalen Zeitverträgen aus den vielen Schlupfwinkeln der Küste hergebracht worden, und verloren in einer schrecklichen Umgebung, mit unvertrautem Essen gefüttert, wurden sie krank, uneffizient und kriegten endlich die Erlaubnis, wegzukriechen und sich irgendwo hinzulegen. Diese dahinsterbenden Schatten waren frei wie die Luft – und beinah so dünn. Ich erkannte nun allmählich das Glänzen der Augen unter den Bäumen. Dann, als ich nach unten blickte, sah ich ein Gesicht neben meiner Hand. Die schwarzen Knochen lagen längelang da, eine Schulter lehnte gegen den Baum, und langsam hoben sich die Augenlider, und die in tiefen Höhlen liegenden Augen sahen zu mir hoch, riesengroß und leer, eine Art blindes, weißes Flackern aus den Tiefen der Augäpfel, das langsam wieder erlosch. Der Mann schien jung zu sein – ein Knabe fast noch –, aber ihr wißt ja, bei denen weiß man nie so recht. Mir fiel nichts anderes ein, als ihm einen meiner guten schwedischen Schiffszwiebacke zu geben, die ich in meiner Tasche hatte. Die Finger schlossen sich langsam um ihn und blieben dann so – keine weitere Bewegung und kein Blick mehr. Er hatte sich ein Stück weiße Wolle um den Nacken gebunden – warum? Wo hatte er es her? War es ein Erkennungszeichen – ein Schmuck – ein Amulett – ein Versöhnungsangebot? War überhaupt irgendeine Vorstellung damit verbunden? Er sah verwirrend an seinem schwarzen Hals aus, dieser kleine weiße Faden von jenseits der Meere.

Neben demselben Baum saßen noch zwei so spitzwinklige Haufen, mit hochgestellten Beinen. Der eine stützte das Kinn auf seinen Knien auf und starrte auf eine unerträgliche und schreckliche Weise ins Leere; der andere, ein Gespenst wie er, hatte seine Stirn aufgelegt, als habe ihn eine große Müdigkeit übermannt; und überall lagen welche, in allen erdenklichen Haltungen schmerzverkrümmter Erschöpfung, wie auf jenen Bildern, die ein Massaker oder die Pest zeigen. Während ich schreckensstarr dastand, rappelte sich eine dieser Kreaturen auf und kroch, um zu trinken, auf allen vieren zum Fluß. Er schlürfte aus der hohlen Hand, setzte sich dann mit gekreuzten Beinen ins Sonnenlicht, und nach einiger Zeit fiel sein Wollkopf auf seine Brust.

Ich hatte keine Lust mehr, im Schatten zu wandeln, und machte mich eilends auf den Weg zur Station. Als ich nahe bei den Gebäuden war, begegnete ich einem Weißen, der dermaßen unerwartet elegant herausgeputzt war, daß ich ihn im ersten Moment für so etwas wie eine Vision hielt. Ich sah einen hohen, steifen Kragen, weiße Manschetten, ein leichtes Alpaka-Jackett, schneeweiße Hosen, eine helle Krawatte und glänzendpolierte Schuhe. Kein Hut. Die Haare mit einem Scheitel, gebürstet, ölig, unter einem grünen Sonnenschirm, den er in einer großen, weißen Hand hielt. Er war atemberaubend und trug einen Federhalter hinter einem Ohr.

Lorch (1968):

doch kaum war ich in den Schatten eingetaucht, meinte ich, die düsteren Gründe irgendeines Infernos betreten zu haben. Die Stromschnellen befanden sich in der Nähe, und ein unaufhörliches, gleichmäßiges, ungestümes Rauschen erfüllte die trübselige Stille des Hains, in dem sich kein Lüftchen regte, kein Blatt bewegte, mit einem geheimnisvollen Klang - gleichsam als sei der rasende Lauf der vorwärtsstürmenden Erde plötzlich hörbar geworden.

Schwarze Gestalten kauerten, lagen, saßen ringsumher zwischen den Bäumen, an die Stämme gelehnt, sich an die Erde klammernd, halb sich abzeichnend in dem trüben Licht, halb davon verwischt, in allen Stellungen des Schmerzes, der Preisgegebenheit, der Verzweiflung. Auf der Klippe explodierte wieder eine Sprengladung, und durch den Boden unter meinen Füßen lief ein leises Beben. Die Arbeit ging weiter. Die Arbeit! Und dies war der Ort, wohin sich einige der Helfer zurückgezogen hatten, um zu sterben.

Sie starben langsam - das war sehr deutlich. Sie waren keine Feinde, sie waren keine Verbrecher, sie waren nichts Irdisches mehr - nichts als schwarze Schatten der Krankheit und des Hungers, die durcheinandergeworfen in der grünlichen Düsternis lagen. Herangeschleppt aus allen Schlupfwinkeln der Küste, mit der ganzen Rechtmäßigkeit zeitlicher Verträge, verloren in einer unfreundlichen Umgebung, versorgt mit unzulänglicher Nahrung, begannen sie dahinzusiechen, wurden arbeitsuntauglich und erhielten die Erlaubnis davonzukriechen, um sich auszuruhen. Diese todgeweihten Gestalten waren frei wie die Luft - und nahezu ebenso dünn. Ich begann den Glanz von Augen unter den Bäumen zu erkennen. Dann, als ich mich bückte, sah ich ein Gesicht neben meiner Hand. Die schwarzen Gliedmaßen lagen langausgestreckt da, die eine Schulter war gegen den Baum gelehnt, und nun hoben sich langsam die Lider, und die eingesunkenen Augen blickten zu mir auf: riesig und leer, ein blindes, weißes Flackern in den Tiefen der Augäpfel, das langsam erstarb. Der Mann schien jung zu sein - fast noch ein Knabe - aber wie ihr wißt, läßt sich das bei ihnen schwer sagen. Ich vermochte nichts anderes zu tun, als ihm einen der guten schwedischen Schiffsbiskuits anzubieten, die ich in der Tasche hatte. Die Finger schlossen sich langsam darum - und hielten ihn fest - sonst keine Bewegung und kein weiterer Blick. Er hatte ein Stück weißen Zwirn um den Hals gebunden - Wozu? Woher hatte er das? War es ein Abzeichen - ein Schmuck - ein Amulett - ein Sühnezeichen? War überhaupt eine Vorstellung damit verknüpft? Es wirkte überraschend an seinem schwarzen Hals, dieses Stück weißen Fadens von jenseits der Meere.

In der Nähe desselben Baumes saßen noch zwei solcher Knochenmänner mit hochgezogenen Beinen. Der eine hatte sein Kinn auf die Knie gestützt und starrte in einer unerträglichen und fürchterlichen Weise ins Leere: sein Unglücksgefährte ließ die Stirn aufruhen, wie von großer Müdigkeit übermannt; und ringsumher verstreut waren andere in allen Stellungen schmerzverzerrter Entkräftung zu sehen - wie auf dem Bild eines Massakers oder einer Seuche. Während ich starr vor Entsetzen dastand, erhob sich eines dieser Geschöpfe und kroch auf allen vieren zum Fluß, um zu trinken. Es schlürfte das Wasser aus der hohlen Hand, hockte sich dann mit gekreuzten Schienbeinen in die Sonne, und nach einer Weile sank ihm der wollige Kopf auf das Brustbein herab.

Mir war die Lust vergangen, im Schatten umherzuschlendern, und ich schritt eilig zur Handelsniederlassung. Als ich in die Nähe der Gebäude kam, begegnete ich einem Weißen in so unerwartet schmuckem Aufzug, daß ich ihn im ersten Augenblick für eine Vision hielt. Ich gewahrte einen hohen gestärkten Kragen, weiße Manschetten, ein leichtes Alpaka-Jackett, schneeweiße Hosen, eine helle Krawatte und polierte Schuhe. Keinen Hut. Gescheiteltes Haar, glatt gebürstet und ölig, unter einem grüngefütterten Sonnenschirm, den eine große weiße Hand hielt. Er wirkte geradezu ungeheuerlich und trug einen Federhalter hinterm Ohr.

Norwegische Übersetzerkampagne für bessere Honorare

. . . zu Ergötzen und Information eine Nachricht - die als Beitrag zum Thema Normvertrag gelesen werden kann - aus Norwegen, wo es natürlich auch ÜbersetzerInnen gibt. Sie haben, wenn auch nicht alles vergleichbar ist, ähnliche Sorgen und Hoffnungen wie wir und vertreten nun ihre Interessen auf eine interessante Weise. Darüber berichtet in dem Periodikum „Dag og Tid", das die zweite Landessprache, das Nynorsk, hochhält, ein am 24. Oktober 1991 erschienener Artikel von **Lars Aarønæs** mit dem Titel „Omsetjarane vil ha dobla betalinga". **Hinrich Schmidt-Henkel** hat ihn übersetzt und durch - hier kursiv gedruckte - Anmerkungen ergänzt.

red.

Die Übersetzer fordern Verdoppelung ihres Honorars

Die heutige Eröffnung der größten Viehschau in der norwegischen Buchbranche, „Bok '91", wurde von einem unzufriedenen Grunzer der Übersetzer begleitet.
Die norwegischen Übersetzer gehören zu den Stillsten im Lande, obwohl sie die wohl buchstäblichsten Kulturträger sind, die es gibt.
„In der Bibel spricht Gottes Stimme - aber unsere auch", darauf weist eine Übersetzerkampagne '91 hin. Sie hat zum Ziel, für die norwegischen Übersetzer von Sachliteratur und Belletristik - sie liefern zwischen 200 und 300 Titel pro Jahr - ein Honorarniveau auszuhandeln, das in besserer Relation zu Qualifikation und Arbeitszeit steht. Viele Übersetzer kommen in der Tat auf eine 60- oder 70-Stunden-Woche.

Kafka und Cartland
Übersetzer erhalten heutzutage 114 Kronen pro übersetzte Seite *(ca. 30,00 DM)*, ob sie nun Barbara Cartland übersetzen oder Franz Kafka. Sie verlangen mehr als das Doppelte: 250 Kronen *(rd. 67,50 DM)*. Eine solche Erhöhung würde den durchschnittlichen Jahresverdienst der Übersetzer von knappen 150 000 Kronen aufgrund 220 000 Kronen heben *(von rd. 40 500 auf 59 400 DM - ist angesichts von Besteuerung und Kaufkraft um etliches weniger, als es klingt)*. Diese Forderung ist bei den Verlagen auf wenig Gegenliebe gestoßen.
„Die Übersetzer leben und arbeiten heute unter schlechteren Bedingungen als vor 20 Jahren", meint Monica Forfang (36), die eingestellt wurde, um die Übersetzerkampagne durchzuführen.
„In den Verhandlungen mit den Verlagen konnten wir im September erstmals das Zugeständnis zu Protokoll nehmen, daß die Honorare der hohen Kompetenz der Übersetzer entsprechen müssen. Ein Wille zur Verbesserung ist allerdings nicht zu erkennen."

Verweigerung
Die Übersetzer wollen dagegen vorgehen, indem sie sich weigern, weiterhin den alten Standardvertrag abzuschließen. Statt dessen möchten sie den Verlagen einen neuen Vertrag präsentieren. Darin ist unter anderem vorgesehen, daß Verträge neu ausgehandelt werden müssen, wenn ein Buch eine Auflage über 2000 Exemplare erreicht *(so eine Art Deckungsauflage unter norwegischen Verhältnissen)*. „Das wird mit sich bringen, daß Verlage für Bücher, an denen sie verdienen, mehr bezahlen müssen", sagt Forfang.

Zwei Verbände
Der Norwegische Übersetzerverband (Norsk Oversetterforening, NO) und der Norwegische Verband der Autoren und Übersetzer von Sachliteratur (Norsk Faglitterær Forfatter- og oversetterforening, NFF) haben gemeinsam diese Kampagne initiiert. Insgesamt sind in beiden Verbänden 3000 Mitglieder organisiert. Rund 500 davon, das sind mehr als 90 Prozent aller norwegischen Übersetzer, arbeiten in Vollzeit in ihrem Beruf. Die Vorsitzenden Torstein Bugge Høverstadt (NO) und Erik Rudeng (NFF) haben vor, sich bei Bok '91 deutlich bemerkbar zu machen, vielleicht so laut, daß sie dem Buchverkauf auf der Messe die Schau stehlen.

Fetter Gewinn
Die Übersetzer bekommen oft Literatur in die Hände, die sich für die Verlage „nicht rechnet". Sie betonen jedoch, daß sie den Verlagen insgesamt einen fetten Gewinn bescheren – wenn die Verlage auch gern den Eindruck erwecken, eher Kulturförderung zu betreiben als Geschäfte zu machen.
Können sie es sich da überhaupt leisten, besser zu bezahlen? Dessen sind sich die Übersetzer gewiß.
„Allein Gyldendal *(allerdings einer der beiden potentesten Verlage)* hatte einen zu versteuernden Gewinn, der ungefähr viermal so hoch war wie die Summe, die sämtliche norwegischen Verlage hätten aufbringen müssen, um ihre Übersetzer anständig zu bezahlen. Gyldendal hatte die Mittel dazu, seine Kontrolle über den Buchmarkt weiter auszubauen und Tiden *(einen der kleineren Verlage)* aus der Bargeldkasse auszuzahlen. Nur um die Übersetzer zu bezahlen, ist kein Geld da", heißt es bei Teilnehmern der Kampagne.

Teurere Bücher?
Sollten die Verlage nachgeben und die Übersetzer besser bezahlen, so steht zu befürchten, daß sie die Mehrkosten den Käufern aufbürden. Die Übersetzer begegnen dieser Furcht damit, daß sie versprechen, die Verantwortung für die Buchpreise zu übernehmen, „an dem Tag, da auch die verlagseigenen Lektoren und Klempner versprechen, die Buchpreise mit ihrem Lohn zu subventionieren".
Die Leiterin der Übersetzerkampagne weiß nicht, wie lange sie mit dieser Aufgabe zu tun haben wird. „Jedenfalls bin ich darauf gefaßt, wirklich lange dranzubleiben. Wir dürfen in dieser Sache nicht klein beigeben!"

Blick in die Postmappe oder **Sternstunden im Übersetzerleben**

Die erste Stunde

Foissy sur Vanne, 30. 1. 1987

Sehr geehrter, und ich muß hinzufügen: sehr bewunderter Hans Hermann. Ein mir bekannter junger französischer Schriftsteller machte mich auf John Irving aufmerksam. Ich kaufte mir bei einem Deutschlandaufenthalt die drei dort herausgegebenen Romane. Das Hotel New Hampshire schien mir sofort nicht nur wegen seines eigenen Wertes, sondern (vor allem?) seiner Übersetzung wegen ein wahres Schmuckstück. Meine Begeisterung ging so weit, daß ich mich fragte, ob nicht der Übersetzer den Autoren übertrifft (pardon J. I.) Da mein Englisch nur ein in der Schule Erlerntes ist, war der Vergleich mit dem Originaltext unmöglich. Ich las aber dann die französische Ausgabe, und wie ich es geahnt hatte, war diese nur ein blasses Abbild dessen, was Sie mit Génie ins Deutsche übertragen haben. Der Grund meines Schreibens ist nicht nur, Ihnen mehr als verdiente Komplimente auszusprechen, sondern auch die Frage nach anderen Übersetzungen, von denen ich keine ungelesen lassen möchte.
Ich hoffe, Ihnen mit dieser Bitte keine zu große Mühe zu bereiten und verbleibe
Mit freundlichen Grüßen
K. W.

Den 25. November 1987

Sehr geehrte Frau W.,
Sie haben mir anfangs des Jahres geschrieben und mich auf meine Übersetzungen angesprochen. Daß ich Ihnen erst heute antworte, liegt zum einen an meiner notorischen Schreibfaulheit (zumindest, was Briefe angeht), zum anderen aber – und vorrangig – am höchst ungewöhnlichen Inhalt Ihres Briefes, der mir nicht geringe Rätsel aufgegeben hat. Als Übersetzer ist man es nun mal gewohnt, weitgehend namenlos zu bleiben und vom ganzen Literaturbetrieb (meistens auch von den Rezensenten, leider!) übergangen zu werden. Vielleicht können Sie vor diesem Hintergrund verstehen, wie sehr mich die überschwenglichen Komplimente in Ihrem Brief überrascht haben.
Lob für einen Übersetzer ist tatsächlich etwas so Exotisches, daß ich den Verdacht nicht los wurde, da wolle sich jemand einen Scherz mit mir machen und meine Eitelkeit auf die Probe stellen. Ich hoffe, Sie verzeihen mir meine Zweifel, aber ich konnte und kann mir nur schwer vorstellen, daß da jemand die Titel aller meiner Übersetzungen erfahren und sie vielleicht sogar lesen will! Als ich dann vor kurzem in einem ganz anderen Zusammenhang diese Liste erstellen mußte, fiel mir Ihr Anliegen wieder ein.
Auch wenn ich immer noch leise Zweifel habe, will ich mich auf jeden Fall für Ihren Brief bedanken: Er hat mir gut getan, alles andere wäre gelogen. Wenn ich Ihnen jetzt diese Liste schicke, dann in der Überzeugung, daß dort einige schöne Bücher verzeichnet sind, die es wert sind, gelesen zu werden. Sie werden allerdings auch feststellen können, daß eine Menge „Schrott" dabei ist; wenn man von der Übersetzerei lebt, kann man nicht immer wählerisch sein – man muß auch schauen, daß die Kasse stimmt. Wenn Sie also tatsächlich noch ein paar Übersetzungen von mir lesen wollen, würde ich Ihnen raten, ein paar Titel herauszupicken (Wharton etwa, Margaret Millar oder André Brink) und die anderen zu vergessen.
Noch mal vielen Dank für Ihre überaus freundlichen Worte
und herzliche Grüße nach Frankreich
Hans Hermann

2. 1. 1988

Sehr geehrter Hans Hermann,
Ihre Antwort auf meinen Brief des letzten Jahres hat mich in einer Weise überrascht und gefreut ..., daß es mir nicht leicht fällt, einen passenden Dank darauf zu finden ... Ich habe meiner Freundin Ihre Liste übermittelt. Sie wird mir die von Ihnen empfohlenen und von ihr selbst geschätzten Titel besorgen. Ich bin sehr froh, daß Ihre leisen Zweifel, die nun hoffentlich vollkommen ausgeräumt sind, Sie letzten Endes doch nicht davon abhielten, mir zu antworten ...
Möge das neue Jahr Ihnen nur solche Autoren bescheren, die es wert sind, von Ihnen übersetzt zu werden.
K. W.

Die zweite Stunde

Neuenburg, 11. 10. 1991

Sehr geehrter Herr Zahn!
Mit Begeisterung habe ich das Buch „Tuareg" gelesen. Es wurde von mir schon fünfmal verschenkt, und wir sind uns alle einig, selten einen so guten Schreibstil erlebt zu haben. Daraufhin habe ich noch ein Buch von dem Schriftsteller Vasquez-Figueroa gekauft und es nach den ersten zehn Seiten beiseite gelegt. Nie war mir so deutlich, wie entscheidend die Arbeit des Übersetzers ist. Alle, die von mir das Buch geschenkt bekamen, möchten unbedingt wieder etwas von Ihnen lesen. Doch gibt es in keiner Buchhandlung ein Verzeichnis, in dem die Übersetzer aufgeführt sind. Es wäre sehr nett, wenn Sie mich über weitere Bücher informieren, vielleicht auch für die zukünftigen, soweit Sie das schon absehen. Oder eine Adresse, die mir Auskunft geben kann. Sie sollten selbst ein Buch schreiben. Das wäre bestimmt der große Durchbruch!
Mit freundlichen Grüßen
Daniela B.

DER ÜBERSETZER erscheint zweimonatlich. Einzelpreis DM 3,– zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien. Verlag: IG Medien. Verantwortlich: Burkhart Kroeber, Hohenzollernstr. 83, W-8000 München 40. Redaktion: Silvia Morawetz, Turnerstraße 31, W-6900 Heidelberg; Renate Orth-Guttmann, Sachsenhäuser Landwehrweg 82, W-6000 Frankfurt 70; Denis Scheck, Südwall 18, W-4172 Straelen. Herstellung: Lothar Letsche. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. – Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, W-7024 Filderstadt (Bonlanden).